

Wir wissen nicht mehr, was gut für uns ist

Iran Der Sturz des Regimes ist endgültig gescheitert. In Teheran aber geht unser Leben weiter. Wer gegen das Eingreifen der USA war, gilt jetzt als Regimefreund.

Von Amir Hassan Cheheltan

Dieser Tage vergeht

die Zeit in Teheran langsam; von der offiziellen Propaganda abgesehen, die den Menschen unentwegt eine glanzvolle Zukunft in Reichweite verheißt, hat der fortdauernde Schwebezustand, in dem wir leben, uns zutiefst erschöpft. Da hilft auch nicht die Nachricht, dass sich die USA und Iran annähern, eine Vereinbarung getroffen wurde, den Waffenstillstand um weitere 60 Tage zu verlängern. Zu viel wurde immer wieder angekündigt und dann zurückgenommen.

Zwei Monate nach Ende der Bombardierungen der Hauptstadt kann man noch nicht behaupten, dass der Alltag in Teheran sich wieder eingespielt hätte. Schulen und Universitäten sind nach wie vor geschlossen, und es gibt keine Hinweise, wann sie wieder öffnen werden. Millionen Schüler und Studierende sitzen zu Hause fest, und nicht nur das tägliche Treiben in den Straßen der 15-Millionen-Metropole Teheran ist eingeschränkt. Auch in den Familien wächst die Unruhe. Die Behörden haben zwar dafür gesorgt, dass der Unterricht virtuell stattfinden kann, aber nicht bedacht, dass viele entweder keinen Internetzugang oder kein geeignetes Gerät haben, mit dem sie teilnehmen könnten.

Mein Freund Reza, Autor von Kinder- und Jugendbüchern, macht sich zunehmend Sorgen. Seine Töchter, die eine noch in der Schule, die andere schon an der Universität, fühlten sich isoliert, ihnen fehle der Alltag mit Gleichaltrigen.

Wir sprachen zuletzt über unsere Sorge im Kreis von Freunden, mit denen wir uns früher etwa einmal im Monat trafen: ein Künstler, ein Dichter, ein Autor, ein Theaterschauspieler – und mein Verleger. Jahrelang kamen wir reihum bei einem von uns – und bewusst nicht im Café – zusammen: Ein Teil des Vergnügens ist der ausgezeichnete hausgemachte Wein. Alkoholkonsum ist an öffentlichen Orten in Iran verboten.

Im Januar rissen unsere Treffen jäh ab. Zuerst wegen der Proteste, die in die Massaker an Tausenden Demonstrierenden in Teheran und anderen Städten mündeten. Später folgte der Krieg Israels und der USA gegen Iran. Die gesamte intellektuelle Elite des Landes schweigt seither. Dieses

Schweigen ist so beharrlich und unüberhörbar, dass es zumindest einen Journalisten zu einer Reaktion in Form einer Kurznotiz veranlasst hat: »Es müssen Stimmen laut werden, die die Gesellschaft kennt, denen sie vertraut und denen sie zuhört.« Doch zu viele von uns wurden entweder marginalisiert, isoliert oder sogar inhaftiert.

Rezas Sorge um die Jugend teilen all jene, die diese Entwicklung beunruhigt und die in den Millionen Schülerinnen, Schülern und Studierenden die Zukunft des Landes sehen.

Als wir uns jetzt widersahen, sprachen wir vor allem über die Polarisierung der Gesellschaft. Das Problem ist nicht, dass

es wie eh und je Befürworter und Gegner eines Durchgreifens des Auslands in Iran gibt. Die Debatte wird vielmehr dadurch vergiftet, dass die Befürworter den Gegnern des Angriffs der USA automatisch unterstellen, sie stünden aufseiten der Islamischen Republik. Wer gegen einen Angriff argumentiert, muss sich zuerst rechtfertigen und darf erst danach zur Sache kommen. In diesen Kreisen gilt es als Misserfolg, dass die USA die Islamische Republik nicht stürzen konnten. Manch einer hofft in diesen Gesprächen gar, es möge ein iranischer »Bin Salman« auftauchen, ein Äquivalent zum saudischen Kronprinzen, mit dem die Lage sich angeblich in Richtung schrittweiser Reformen entwickeln könnte.

In Teheran sind Fanatismus und dogmatisches Festhalten derzeit weit verbreitet. Das hat auch damit zu tun, dass wir kein klares Bild der Lage ha-

ben: Es gibt keine glaubwürdigen Untersuchungen, keine Meinungsumfragen, die den Zustand der Gesellschaft verlässlich vermessen. Uns bleiben die Eindrücke aus den sozialen Medien.

Nach den von der Regierung Anfang Januar verübten Massakern war die Wut so groß, die Hoffnung so verbreitet, andere Staaten würden Iran militärisch angreifen – und damit ausgerechnet die USA und Israel, beides Länder mit einer langen Geschichte blutiger Interventionen.

Diese seltsame Haltung erklärt sich aus dem grenzenlosen Hass auf die Islamische Republik. Ein Soziologe nannte ihn »verzweifelter Hass«. Er hält auch nach dem schrecklichen Krieg mit den USA und Israel an, weil in den vergangenen



Straßenszene in Teheran:

Von Normalität kann keine Rede sein

47 Jahren zu viele Menschen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch verwundet wurden. Diese Wunden haben eine »verzweifelt hassende« Bevölkerung hervorgebracht – und selbst der Schock des Angriffs aus den USA und Israel hat an dieser emotionalen Belastung nichts geändert. Für das Massaker an Schulkindern in Minab mit mehr als 165 Toten werden nicht die amerikanischen Angriffe verantwortlich gemacht, sondern die Islamische Republik, die sie provoziert habe. Zugleich heizen Meldungen über ein bis zwei Todesurteile pro Tag gegen Beteiligte der Januarproteste den Zorn weiter an.

Vergessen wird das niemand so schnell. Der Hinrichtungsapparat läuft, die Unsicherheit frisst sich in die Köpfe. Dazu kommt die Arbeitslosigkeit nach der Schließung von Werkstätten und Fabriken. Am Ende bleibt das Bild einer leidenden Nation, die jeden Tag mit einer neuen Eskalation zwischen Iran, den USA und Israel rechnet.

Tagelang stand Teheran im April von allen Seiten unter Beschuss. Anders als im Zwölfstagekrieg im Juni des vergangenen Jahres blieben meine Freunde und ich in Teheran. Wir erwarteten ein großes politisches Ereignis, etwas, das man nicht verpassen durfte. Diese Hoffnung nährte auch die Ermordung des iranischen Führers Ajatollah Ali Khamenei. Doch der Sturz des Regimes blieb aus. Seit dieser Woche und den Verhandlungen zwischen Trump und Iran wissen wir: Er wird auch so schnell nicht kommen.

Wenn man von Inflation und Preisexplosionen absieht, gilt nach dem Krieg vielen der eingeschränkte Zugang zum globalen Internet als größtes Problem. Das ungefilterte Netz, das die Regierung freigibt und »weißes Internet« nennt, hat einen lukrativen Schwarzmarkt hervorgebracht: Internet ist zur Ware geworden. Dass das Privileg an bestimmte Schichten verkauft wird, hat heftige Proteste ausgelöst; Zeitungen sprechen bereits von »Klassen-Internet«.

Ganz ohne gute Nachrichten ist Teheran dennoch nicht. Die Stadtverwaltung will die in den ersten Kriegstagen eingeführte kostenlose Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel vorerst beibehalten. Museen, Theater und Cafés öffnen langsam wieder. Die Kinos auch. Auf den Leinwänden dominieren weiterhin vulgäre Komödien voller Anspielungen: Ersatzware unter dem Druck der Zensur dort, wo einst das gesellschaftskritische Kino zu sehen war. Ein Filmemacher schlug kürzlich vor, verbotenen Filmen Genehmigungen zu erteilen, um den Kinos zu ihren Glanzzeiten zu verhelfen. Man hörte ihm nicht zu. Und selbst wenn man es täte: Verbotenen Büchern würde dieser Segen niemals zuteil.

Der bildenden Kunst geht es, relativ gesehen, besser. Das Museum für zeitgenössische Kunst zeigt derzeit elf Werke spanischer Maler der Moderne – darunter Pablo Picasso, Antoni Tàpies und Robert Motherwell – in einer Ausstellung mit dem passenden Titel »Kunst und Krieg«. Sie wurde zum Anlass dafür, dass sich Autoren, Kunstschaffende und Menschen aus der akademischen Welt wieder treffen, wieder sprechen, wieder austauschen.

Und es gab in diesen Tagen eine Initiative von Theaterleitern: Sie brachten Bertolt Brechts »Mutter Courage und ihre Kinder« auf die Bühne. Die Inszenierung über die Profiteure des Kriegs ist hier mehr als Literatur – sie ist Warnung. Denn die Teuerungswellen, ausgelöst durch die gegen Iran verhängten Sanktionen, sind seit Jahren zermürbend und haben inzwischen ein kaum noch begreifliches Ausmaß erreicht. All diese Beispiele lassen hoffen, dass die intellektuelle Elite ihre Stimme wiederfindet.

Die wirtschaftliche Ungleichheit aber verschärft sich unaufhaltsam; viele Familien haben Mühe, ihre Lebenshaltungskosten zu decken. Der Internationale Währungsfonds prognostiziert für Iran dieses Jahr eine Inflationsrate von fast 70 Prozent. Die Regierung hat zwar jedem Bürger eine monatliche Beihilfe von umgerechnet fünf Euro gezahlt – doch wie soll diese Summe die Preissteigerungen auch nur annähernd auffangen? Der rasante Anstieg begünstigt moralisch fragwürdiges Verhalten: Manche Händler horten Ware, um sie später teurer zu verkaufen. Hohe Wohn- und Mietkosten beschleunigen die Abwanderung in Teherans Vororte und die Rückkehr in Heimatstädte und Dörfer. Am bedrückendsten ist die Lage für Kranke: Rezeptpflichtige Medikamente sind auf dem freien Markt oft nicht zu bekommen – oder unerschwinglich.

Der Direktor eines städtischen Krankenhauses sagte in einem Interview, die Kosten seien im Schnitt um 70 bis 80 Prozent gestiegen. Zugleich bleiben Krankenkassen – fast alle staatlich – den Kliniken Geld schuldig. Seit dem Krieg lassen sich Medikamente kaum importieren, der Dollarkurs ist gestiegen, Flüge wurden ausgesetzt. Diabetiker zahlen für Insulin das 15-Fache, für Metformin das Dreifache. Zuständige Beamte erklären, Sparen sei die einzige Antwort darauf. Aber wie spart man bei Medikamenten?

Was lässt sich dem entgegensetzen? Die verstummten intellektuellen Kräfte müssten wieder öffentlich präsent sein, Stellung beziehen, klar sprechen – über die bedingungslose Verteidigung des Landes ebenso wie über die Konfrontation mit dem Feind. Gegenwärtig bleibt dieser Gedanke ein Hoffen auf die Zukunft.

Reza und ich haben uns für das Wochenende verabredet: eine Kunstgalerie, danach ins Theater. Unsere Wahrnehmung fühlt sich durch den verzerrten Diskurs gestört; vielleicht kann das Theater uns etwas zurückgeben.

Wir haben Zeit, also besuchen wir erst eine Ausstellung mit Porträtmalereien eines jungen Künstlers, der in unterschiedlichen Figuren Begeisterung und Staunen Ausdruck verliehen hat, und sehen im Theater »Das Nervenbündel« vom US-Amerikaner Neil Simons, eine Mischung aus Humor, Gesellschaftskritik und psychologischer Analyse.

Die schwarze Komödie liefert ein tiefgründiges Bild vom Leben in der Stadt, von persönlichen Krisen und der Schwierigkeit, im städtischen Umfeld die eigene Identität zu bewahren. Erzählt wird die Geschichte eines Mannes, der nach dem Verlust seines Jobs einen Nervenzusammenbruch erleidet. Wie Simon zeigt, lassen sich – egal ob in den USA oder in Iran – aus menschlicher Verbundenheit, Empathie und den einfachen, kleinen Momenten Heilung und Hoffnung schöpfen. Wir tun gut daran, das angesichts unserer besonderen Lebensumstände im Gedächtnis zu behalten.

Beim Abschied schlage ich Reza vor, am nächsten Wochenende wieder ins Theater zu gehen. Er sagt: »Bis dahin ist es noch eine Woche, wer weiß, was alles passiert.« Zu oft haben wir in den vergangenen Monaten erleben müssen, dass alles ganz anders kam, als es der amerikanische Präsident versprach. **S**



Amir Hassan Chehelan, 1956 in Teheran geboren, ist ein iranischer Autor und lebt in seiner Geburtsstadt. Seit 2005 ist ihm die Veröffentlichung neuer Romane in Iran untersagt.